

# Unterhaltungsblatt



## Mutter, vergib mir...

Originalnovelle von Käthe Wehn-München.

(9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Mann schüttelte bestig den Kopf: „Das ist dann ein Mut, hinter dem sich Feigheit verbirgt. Feigheit vor einem öffentlichen Skandal und oft auch falsche Scham.“

Wieder fuhr Gabriele zurück, als hätte sie einen Schlag ins Gesicht erhalten, und diesmal entging es dem Doktor nicht, wie bleich und verstört ihr Gesicht plötzlich ward.

Ein jäher Schreck durchfuhr ihn: Wie, sollte auch in Gabrieles Ehe nicht alles so sein, wie es eigentlich hätte sein müssen? War sie getäuscht worden von dem Manne, dem zu Liebe sie Eltern und Heim verlassen?

„Gnädige Frau,“ stammelte er betroffen, „verzeihen Sie, wenn ich Sie durch meine harten Worte erschreckt. Ich habe mich vielleicht etwas ungeschickt ausgedrückt. Ich weiß, es muß Sie seltsam berühren, so unverhüllt ein Stück Leid des Lebens flariert zu bekommen, nachdem Sie selber so glücklich sind.“

Gabriele sprang empor und nestelte an den paar welken Rosen, die in ihrem Gürtel steckten. Tief senkte sie dabei ihr schönes Antlitz, so daß Doktor Knauer das schmerzliche, erregte Zucken darin nicht mehr sehen konnte. Plötzlich streckte sie die Hand aus: „Es fängt zu regnen an, Herr Doktor, fühlen Sie nur. Da dürfen wir uns beeilen, um noch rechtzeitig zur Station zu kommen, ehe uns ein starker Gewitterregen überrascht.“

Doktor Knauer erhob sich, streich die blonden Haarwellen aus der Stirne und sekte den Hut auf: „Ich glaube auch, daß wir uns beeilen müssen, wenn wir nicht gehörig naß werden wollen. Der Himmel ist ganz schwarz und schwer vor lauter Regenwolken.“

Schweigend gingen sie nebeneinander durch den Wald. Erst auf der rechten Seite desselben lag die Landstraße, von der aus man zur Bahnstation kam. Aber jetzt schon begannen die Tropfen stärker zu fallen; schwer schlugen sie den beiden Menschen ins Gesicht. Als sie bei der Landstraße angekommen waren, fiel der Regen in Strömen nieder.

„So, da haben wir jetzt die Beiseherung,“ sagte Gabriele, „was machen wir nun, Herr Doktor?“

„Es wird uns nicht viel anderes übrig bleiben, als uns damit abfinden. Aber nehmen Sie, gnädige Frau, wenigstens meinen Wettermantel um, den ich immer bei solchen Ausflügen bei mir trage.“

Sie wollte protestieren, aber schon hatte er ihr schweigend den langen, dunklen Mantel um die Schultern gelegt. Wieder schritten sie schweigend eine Weile mitten in Sturm und Regen nebeneinander her. Keines wagte, die Gedanken des anderen zu stören.

Plötzlich wies Doktor Knauer freudig erregt auf eine kleine Kapelle, die am Rande der Landstraße lag: „Sehen Sie, hier habe ich schon manchmal Zuflucht vor dem Wetter gesucht. Da können wir ruhig eintreten und warten, bis wenigstens der stärkste Regen vorüber ist.“

Gehorsam trat sie mit ihm in die Kapelle. Ein dämmeriges Halbdunkel herrschte; nur vorne beim Altar brannte in einer roten Schale ein ewiges Lichtlein, das unruhig bei jedem neuen Luftzug hin und her flackerte.

Gabriele trat ganz nahe zum Altar heran und sah mit heißen Augen auf das Bildnis des Erlösers, das ihr aus dem magischen Halbdunkel entgegenleuchtete. Aufseufzend legte sie die Hände ineinander und flüsterte ein Gebet.

Die friedvolle Stille, die Heiligkeit des Ortes zwang sie dazu, sie, die schon seit Monaten kein Gebet mehr gesprochen, denn sie war ja zerfallen gewesen mit sich selbst, mit Gott und Menschen. Und nun plötzlich flossen ihr die Worte nur so über die Lippen. Sie vergaß ganz, daß hinter ihr ein Mann in einer Nische lehnte und sie mit zärtlich-schmerzlichem Blick betrachtete. Nachdem sie endlich ihr Gebet beendet, griff sie nach einer Bibel, auf die schon lange ihr Blick gefallen und die aufgeschlagen auf dem Altare lag.

„Mater peccavi...“ stand da als Überschrift in großen, schwarzen Lettern. Gabriele wandte sich um und winkte ihren Begleiter zu sich heran. Sie deutete auf diese eine Stelle der Bibel: „Mater peccavi...“, was heißt das, Herr Doktor?

„Mutter, ich habe gesündigt,“ entgegnete Doktor Knauer.

Da lehnte sich Gabriele schwer gegen den Altar; das Buch entfiel ihren Fingern, aufstöhnend schlug sie beide Hände vors Antlitz. Alles um sie her versank plötzlich. Sie sah sich selber wieder vor dem Grabe ihres Vaters stehen, sah die Mutter auf sich zukommen, hoch und gebietend, sie sah sich selber bittend die Hände nach ihr strecken und hörte sich stammeln: „Mutter, vergib mir...“

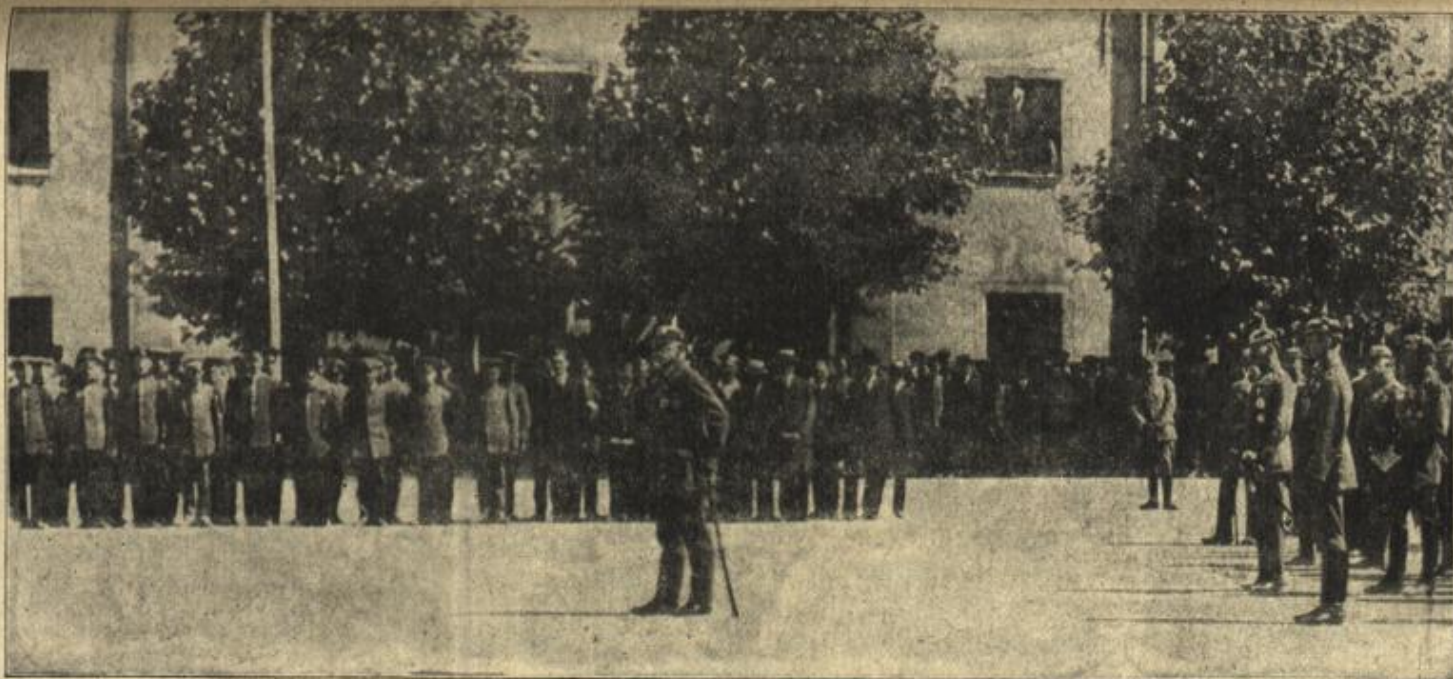


Admiral Reichold Scheer.

(Phot.: Presse-Photovertrieb Paul W. gner, Berlin.)

(By.)





Begrüßung der ersten aus französischer Gefangenschaft heimkehrenden deutschen Kriegsgefangenen in Konstanz durch den Großherzog von Baden.

(Phot.: Götner, Konstanz.)

Laut schluchzte sie plötzlich auf. Eine namenlose Sehnsucht nach der Mutter Verzeihung überkam sie plötzlich. Mehr denn je glaubte Gabriele in diesem Augenblick zu erkennen, daß die Schatten, die jetzt noch drohend ihren Lebensweg umlagerten, erst wieder weichen würden, wenn der Mutter Fluch von ihr genommen...

Doktor Knauer war ganz betroffen von dem Schmerzensausbruch der jungen Frau. Er bereute, ihr die Bedeutung jener Worte gesagt zu haben und so Ursache ihrer Tränen zu sein. Leise legte er nun den Arm um ihre zuckenden Schultern und stützte sie. Und Gabriele, alles, was sie von diesem Manne trennte, vergessend, lehnte ihr tränennasses Antlitz an seine Brust, als fände sie dort Schutz vor allem Leid des Lebens. Lange verharrte sie so. Endlich richtete sie sich empor und die alte Ruhe und Festigkeit kehrte wieder in ihr schönes Antlitz zurück: „Verzeihen Sie, daß ich mich so vergaß, Herr Doktor. Die Erinnerung überkam mich plötzlich. Ich habe auch einmal vor meiner Mutter gestanden und habe gefleht: „Mutter, vergib mir...“, aber sie hat sich in unverföhnlichem Groll abgewandt von mir.“

Doktor Knauer schüttelte ernst den Kopf: „Und wissen Sie, gnädige Frau, ob Ihre Mutter nicht längst bereut, daß sie damals unverföhnlich geblieben, daß sie ihr Herz Ihrem Bitten gegenüber verschloß? Versuchen Sie es doch noch einmal. Eine Mutter kann ja gar nicht anders, als am Ende doch immer wieder vergeben.“

Ein heller Strahl der Hoffnung flog über Gabrielses Züge. Freudig streckte sie dem Doktor die Hand entgegen: „Wirklich, glauben Sie das, Herr Doktor? Sie geben mir neue Hoffnung, und ich danke Ihnen für Ihre guten Worte.“

Hand in Hand standen sie sich gegenüber und sahen sich tief in die Augen, und das Bildnis des Erlösers blühte wie verklärend auf sie herab. Gabriele fühlte, wie es aus den ernsten, klaren Augen des Doktors überströmte auf sie: Befreiend, neubelebend und stärkend. Ein unendliches Neugefühl überkam sie plötzlich, diese Hand, die sie jetzt so stark und fest in der ihren hielt, nicht festgehalten zu haben fürs Leben, als sie sich ihr bot. Und wie wohl es sich an dieser breiten Brust lag, wie losgelöst von allem Leid und allen Widerwärtigkeiten!

Sicherlich hätte sie ihn auch lieb gewinnen können, wenn jener andere nicht in ihr Leben getreten wäre. Es wäre vielleicht keine so stürmische, berauschte Liebe geworden, aber dafür eine um so tiefere, innigere und dauerndere.

Ahnte Doktor Knauer ihre Gedanken? Er beugte sich plötzlich über ihre Hände und küßte sie, und als er wieder aufblickte, lag eine schmerzliche, tiefe Bewegung in seinem Antlitz.

Hastig zog Gabriele ihre Hände zurück, und um über das Verwirrende des Augenblicks hinwegzukommen, trat sie rasch zum Ausgang der Kapelle: „Sehen Sie nur, Herr Doktor, der Regen hat etwas nachgelassen; ich glaube, wir können unseren Weg fortsetzen.“

Der Rechtsanwalt sah mit prüfenden Blicken gegen den Himmel: „Es war nur ein Gewitterregen, sehen Sie, gnädige Frau, da oben ist wieder alles hell und licht geworden. So ist es auch im Menschenleben. Und kommen Stürme und Wolken noch so sehr, am Ende müssen sie alle wieder der siegreichen Sonne Platz machen.“

Sie lächelte ihm für seine Worte dankbar zu. Schweigend traten sie dann in den nur mehr leicht herniederrieselnden Regen hinaus. Schweigend, aber doch einander fühlend und verstehend, schritten sie wie zwei gute, einträchtige Kameraden die Landstraße hinab, an deren Ende die Station lag...

(Fortsetzung folgt.)

NS

## Die Diebschuhe.

Von E. Barinay.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Um Mittag, fünf Stunden nach dem Finden, hatte Stefan die Börse noch nicht abgeliefert. Es war also mit einer Zurückgabe nicht mehr zu rechnen. Der Kmet atmete auf. So war's ihm recht! Ein ehrlicher Finder hätte den von ihm so kluglich und mit Not in schlaflosen Nächten eronnenen Plan unnötig erschwert.

Nach dem Essen rief der Gutsherr das gesamte Gesinde vor sich, sagte, daß ihm die Börse im Verlust geraten und gestohlen worden sei, beschrieb sie genau und forderte den Dieb auf, sich zu melden. Sobald er das freiwillig vollbringe und den Gegenstand zurückgebe, solle ihm jede Strafe geschenkt sein.

Natürlich rührte sich keiner; alle zeigten die unschuldigste Miene. Schmarda strahlte. Nun konnte die Sache glatt vor sich gehen.

Mit Strenge befahl Eitovic den Knechten und Mägden, jedes solle sofort den rechten Schuh abnehmen und ihn eigenhändig in den großen Saal des Hauses tragen.

Schmarda war anwesend, als sie unsicher das Verlangte ausführten und sich gedrückt entfernten. Da war nun der Boden bedeckt mit mehr oder minder schönen Schaftstiefeln, Opanten und Nanulen (Holzschuhen). Eitovic lachte.

„Auf das Ergebnis dieser Komödie bin ich neugierig! Wenn wir uns nur nicht blamieren!“

„Sicher nicht! Die Bosniaken sind abergläubisch wie die Heiden. Damit rechne ich.“

„Ich fühle mich unsicher. Kann nicht mit dem nötigen Nachdruck auftreten, da Sie mich nicht völlig über den Gang der Geschichte aufklären wollen. So wäre es mir lieb, wenn Sie das Weitere in die Hand nähmen!“

„Auch gut!“ sprach der Kmet voll Ernst und Eifer und ordnete das Schuhzeug in Reihen.

„Bitte, Herr Eitovic, holen Sie den Hund und rufen Sie das Gesinde wieder herein!“

Die Dienstleute standen im Halbkreis, schweigend, mit höchst bekümmerten Gesichtern.

„Meine Lieben,“ begann Schmarda barsch und laut, „dieser Hund ist kein gewöhnlicher Hund! Aufgepaßt! Seht ihn genau an! Er ist ein Haubehund und geht auf Diebschuhe wie ein anderer auf Varenspuren! Ich habe ihn meinem Freunde mit vieler Mühe verschafft, weil seit Monaten in seiner Wirtschaft gemein gefingert wird. Dem soll nun ein Ende bereitet werden. Für alle Zeiten! Satal leistet jetzt sein Probestück! Er wird auf das Bestimmteste den Schuh des Diebes der Börse herausfinden und ihn belecken!“

Den Hund, den er am Halsband festgehalten hatte, ließ er los. Satal trippelte unter den hochgespannten Blicken aller Anwesenden auf die Schuhe zu, beschnüffelte einen nach dem anderen und blieb endlich vor einem blanken, fast neuen Schaftstiefel stehen und leckte ihn gehörig.

Stefan, der Rohknecht, der mit gelben Wangen zusehen hatte, wurde grün vor Schreck und sank in die Knie.

„Gnade, Gnade!“ rief er und rang die Hände.

In den Zügen der Leute malten sich Verwunderung und Entsetzen, und selbst Eitovic, der Herr, mußte sich meistern, um sein Staunen zu verbergen.

Schmarda packte den Sünder am Genick.

„Und nun wirst du mir entdecken, wo du das Eigentum meines Herrn versteckt hast! Dann bringe ich dich selbst zur Polizei!“



Er trieb ihn vor sich her. Hinterdrein drängten die Dienstboten, sich furchtsam von dem mittrottenden Hunde fernhaltend. In der Lagerstätte Stefans, zuunterst im Maisstroh, lag vor aller Augen die Börse. Der Kmet leckte sie Eitovic. „Es wird das Letzte sein, was Ihnen abhanden kam! Dafür sorgt Satal! Er bleibt hier!“ sagte er mit einer gewissen Feierlichkeit.

Dann ließ er sofort einspannen.

Der Gutsberr zog ihn beiseite.

„Ich würde mich ja halb totlachen über den Hofspotus, wenn ich nur wüßte, wieso der Hund Stefans Schuh herausgefunden hat! Daß Sie sich ihn merken konnten, war keine Kunst, aber der Hund...“

„Das ist mein Geheimnis!“ lächelte Schmarha.

„Darf ich das nicht erfahren?“

„In vier Wochen seh' ich nach, ob der Summs Erfolg gehabt hat! Dann hole ich mir meinen Lohn und nehme Sie beim Wort, und dann sollen Sie's wissen!“

„Sie sind ein vortrefflicher Mann, Schmarha! Auf Wiedersehen!“

Erst als der nächste Monat vorbei war, rollte das Juntergefahr vor das Eitovic'sche Gut.

„Nun,“ fragte der Lenker, mit einiger Unruhe in Blick und Gebärde.

„Kein Körnchen, kein Eichen fehlt! Alles ist tadellos, auch meine Nervenverfassung! Der Weg liegt frei! — Aber jetzt sagen Sie mir, wieso der Hund...“

„Ich habe den Schaff am Stiefel Stefans mit Spedschwarte eingerieben!“

Eitovic fiel mit dröhnendem Lachen auf die Bank.

Der junge Mann eilte weg, um Milena zu begrüßen und den freigewordenen Weg zu beschreiten. Er war recht kurz: schon nach einer Stunde hielt er das geliebte Mädchen im Arm.



## Siebesgaben.

Erlaushtes von Hildegard Seeger.

(Nachdruck verboten.)

**E**s war früh am Tage. Der Mond begann sich eben von seiner Nachtwache zurückzuziehen und stand nur noch als blasses, schläfriges Rund am Himmel.

Wie eine muntere Spakenschar, die sich gerade die Auglein blank gerieben und die Schnäbelein frisch gewetzt hat, standen sie beisammen,



„Erfolge“ feindlicher Fliegerangriffe auf offene deutsche Städte: Blick in einen Raum des zerstörten Provinzial-Museums in Triest mit vernichteten wertvollen Sammlungs-Gegenständen.

die kleinen Schulmädchen mit den blauen und roten Mäßen und Mäntelchen und dem Bücherranzen auf dem Rücken. Ein wenig rot ragten die angefrorenen Näslein in die dichten Frühnebel Schleier, und abwechselnd verschwand einmal das eine, dann das andere Bein unter dem kurzen Knieröckchen, um dem kalten, eisgefrorenen Boden zu entfliehen. Ganz eng kuschelten sie sich aneinander und warteten auf die Eisenbahn, die sie vom kleinen Heimatstädtchen nach der nahen Residenz zur Schule bringen sollte.

Ein paar spärliche Lichter flammten jetzt am Bahnhof auf, der Zug hatte angemeldet! Gespenstisch fast leuchtete aus dem erhellten Dämmer eine lange Kette roter Kreuze, die sich unbeweglich in Reih' und Glied das ganze Geleise hinabzogen.

„Ein Lazarettzug!“ flüsterte eine der Kleinen halb scheu, halb wichtig tuend den anderen zu, „der hat heute nacht hier gestanden!“ Sie faßten sich an den Händen, gingen bis dicht an die Wagen heran und schauten mit großen, neugierigen Augen in die Fenster. Bleiche Gesichter, in Rissen vergraben, blickten heraus und nickten matt lächelnd den Kindern zu. Ein paar hoben müde die Hand und klopfen an die Scheiben. Doktors Trudi löste ihr Händchen von den anderen und winkte ganz sachte mit ihrem Schürzchen den blassen Soldaten zu, und als die wilde Lore ihre Mäße gegen die Fenster warf, da packte sie die sonst so geliebte Freundin fest am Arm: „Du...“ stieß sie mit blühenden Augen hervor, „du... ich kann dich auch nicht ein bißchen mehr leiden, wenn du so bist. Weißt du nicht, wie das ist, wenn man Schmerzen hat und nicht bei seinem Mutterle sein kann?“ Die Lore schaute betroffen in Trudis erregtes Gesicht: „Ich hab's wirklich nicht böse gemeint, Trudi, darfst mir's glauben. Bloß weil ich mich so freute, daß sie so schön zu uns herausgucken können und uns so angelacht haben.“

Aber weil Trudis Gesichtchen trotzdem finster blieb, schaute Lore verlegen vor sich hin. „Du...“ sagte sie plötzlich ganz reuig und schüchtern und schob ihren Arm in den Trudis... „ich habe von Mutter drei Zwiebade heute bekommen. Wenn ich die dem Soldaten geben könnte, an dem Fenster dort, wo meine Mäße vorhin...“ Sie konnte nicht weiterreden. Ganz fest schlang sich Trudis Arm um ihren Hals: „Das ist ein wundervoller Gedanke, Lore, und ich will dich auch wieder arg, arg lieb haben dafür! Und schon schnallte Trudi ihren Ranzen ab und holte drei rotbadige Luigenäpfel heraus.“

Ein Soldat, der die Kinder beobachtet hatte, ließ eiligst ein Fenster herunter. Lore stellte sich auf die Zehenspitzen und streckte und dehnte ihr schlantes Gestaltchen so gut sie konnte und — drinnen waren Zwiebad und Äpfel. Im Nu folgten die anderen Kinder Trudis Beispiel und knieten am Boden vor ihren Schulkranzen. Birnen und Äpfel tollerten



Vom italienischen Kriegsschauplatz: Ein österreichisch-ungarischer Artillerie-Beobachtungsposten im Adamello-Gebiet, in 3500 Meter Höhe.  
(Phot.: Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.)



heraus und das Schultzeisenschüsselchen hatte sogar ein Stück Hefentranz, weil Vater Geburtstag hatte. Sie knabberte schnell noch die Mandeln oben ab und gab dann rasch den Kuchen her, damit sie sich nicht gar noch anders besäme. Mutter würde ihr dann schon wieder ein neues dafür geben! Als Metzgermeister Hellers Agathe ihr dickes Wurstbrot dem Soldaten hinaufreichte, folgten ein paar wehmütige und tapfere Blicke derer, denen sie das Abbeißen in der Vesperpause versprochen gehabt hatte.

Ganz still hinter den anderen stand mit gesenktem Köpfchen ein zartes, feines Ding. Eine dunkle Röte stieg bis in die hellblonden Haarwurzeln und in den braunen Nebäuglein schimmerte es verächtlich... Was sollte sie tun? Sie hatte nichts wie ein trockenes Stück Brot. Es war ihr ganzes Frühstück, das bis zum Mittagessen reichen mußte. Und sie gäbe es so gerne, so von ganzem Herzen gerne, aber sie schämte sich vor den anderen, die keine acht einfache Lehrerstinder dabei waren und darum ein anderes Vesper mitbrachten.

Es hatte niemand bemerkt, daß sie nichts hergegeben hatte, und von ferne hörte man auch schon das Rollen des herannahenden Juges. Warum fiel ihr denn mit einem Male der Spruch ein, den sie für heute hatte lernen müssen: Der Mensch siehet, was vor Augen ist, Gott aber siehet das Herz an... Ganz laut klang plötzlich ihr feines Kinderstimmchen: „Da, Soldat!“ und mit zitternden Nerven streckte zuse ihr in Zeitungspapier gewickeltes Trockenbrot herauf. Fast wie eine Bitte um Vergebung lag es dabei in den scheuen, feuchten Kinderäugen... Mit der linken Hand faßte der Soldat nach dem Brot, mit der rechten griff er nach einem Blumenstöckchen beim Fenster und knickte ein Fuchsenzweiglein ab: „Nimm's, Kleine, 's ist alles, was wir haben.“

Wie aufgeschreckte Ruchlein flatterte die Mädchenschar davon, als der Zug einfuhr. Herüber und hinüber wehten weiße Tüchlein und grünten sich glückliche Augen.

# Kriegs-Chronik 1914/18.

(192. Fortsetzung.)

25. Juli: Zwischen Aisne und Marne setzte der Feind nach Heranführung neuer Divisionen seine Massenangriffe fort. Die Armee v. Boehn brachte den mehrfach wiederholten Ansturm des Feindes völlig zum Scheitern. Franzosen und Amerikaner erlitten wiederum schwerste Verluste. Zwischen Royon und Hartennes stürzte der Feind fünfmal vergeblich an. — Im japanischen Staatsrat wurden die Maßregeln der Regierung zum Vorgehen in Sibirien gutgeheißen. — Im österreichischen Reichsrat erklärten die Tschechen, Österreich in die Ewigkeit hassen und bekämpfen zu wollen. — Freiherr v. Hussarek zum Ministerpräsidenten in Österreich ernannt.

26. Juli: Zwischen Soissons und Reims dauern die Kämpfe an. — Laut Meldung aus London wurde statt der „Vaterland“ der White-Star-Dampfer „Justicia“ mit 32 000 Tonnen nördlich der Britischen See von einem U-Boot torpediert und versenkt.

27. Juli: Frankreich ist über Fochs Misserfolg enttäuscht. „Die Hoffnung auf einen entscheidenden Erfolg ist wieder geschwunden.“ — Staatssekretär v. Hynke begibt sich in das Große Hauptquartier.

29. Juli: Zwischen Soissons und Reims verminderte Gefechts-tätigkeit. — Der englische Hilfskreuzer „Marmara“ (10 000 Tonnen) ist, von einem deutschen U-Boot torpediert, gesunken. — Die englischen Fluganlagen am See von Almini Piccolo wurden in Brand geschossen. — Freiherr v. Marschall neuer Leiter des kaiserlichen Militärkabinetts. — Dänemark und Island wollen eine Personalunion schließen.

(Fortsetzung folgt.)

## Allerlei.

Verrierbild.



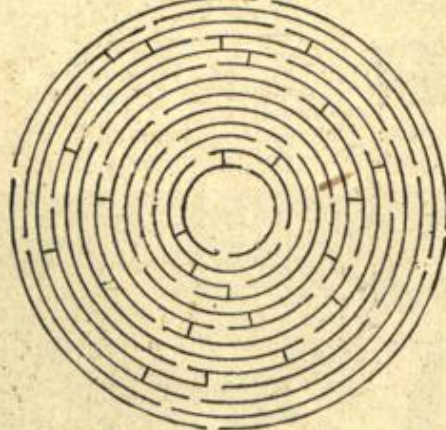
Wo ist der Storch?

Bilderrätsel.



Die Lösung ergibt ein altes Sprichwort.

Labyrinth-Aufgabe.



Man versuche durch die Windungen nach dem Mittelpunkt des Labyrinths zu gelangen.

Auflösungen der Aufgaben in der letzten Nummer.

Turmzug:

Wir wissen noch den treuen Stab zu schwingen, Die Stirn ist frei und stark der Arm im Streit, Wie dauern aus und wollen mutig ringen, Wenn es der Ruf des Vaterlands gebeut.

Stataufgabe:

Verlauf des Spieles:

A. - H. L. B. H. Rön. C. H. - Ob. C. deckt auf und gewinnt.

Worträtsel: Leber — Lefer.

Verrierbild:

Bild auf den Kopf stellen, dann links zwischen Felsen und Sträucher.

Bilderrätsel:

Einigkeit ist der Grundpfeiler der Macht.

Magisches Quadrat:

B	U	R	G
U	R	I	A
R	I	N	G
G	A	G	E

Diagonal-Rätsel.

+	.	.	.	+
.	+	.	+	.
.	.	+	.	.
.	+	.	+	.
+	.	.	.	+

Die Buchstaben

a, a, a, b, d, d, e, e, e, g, i, i, i, k, l, n, n, n, n, o, r, r, u, v

sollen derart in obige Figur eingesetzt werden, daß die wagerechten Reihen Wörter ergeben, welche bedeuten: 1. Biblische Person, 2. Frucht, 3. Schlingpflanze, 4. Fürstliches Attribut, 5. Italienische Stadt. Die mit + bezeichneten Diagonalen ergeben dann eine griechische Göttin und einen Ausdruck beim Stattspiel.

Scherzbild.



Zum Nachzeichnen in einem Zuge.